

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Sie sehr herzlich im Hause der Sparkasse Bremen begrüßen. Das diesjährige Thema der Bremer Universitätsgespräche lautet: **Erfolgreiche Führung in stagnierenden und schrumpfenden Märkten**. Schrumpfung klingt dabei nach einem häßlichen Schicksal in einer auf Wachstum ausgerichteten Welt, und dies nach der (Börsen-) Euphorie der vergangenen Jahre. Vergessen wir aber nicht die Schopenhauersche Bemerkung, daß Euphorien nur teuer zu bezahlende Rauschzustände sind!

Wenn richtig wäre, daß wir eigentlich genau wissen, was zu tun ist, und daß wir nur ein Umsetzungsproblem haben, dann, meine sehr geehrten Damen und Herren, dann wäre dieses Bremer Universitätsgespräch hinsichtlich der Teilnehmer falsch zusammengesetzt. Dann brauchten wir nur ein paar tatkräftige Praktiker aus Wirtschaft und Politik, die uns zeigen würden, wo es lang geht! Ich glaube aber, daß wir so hier richtig zusammensitzen, – nicht zuletzt deshalb, weil ich bei der Gestaltung dieses Universitätsgespräches mitwirken durfte. Ich glaube eben auch, daß wir in Bezug auf die Entwicklungen auf unseren Märkten ebenfalls noch ein Erkenntnisproblem haben, über welches es sich lohnt, die Ausredenkultur zu überwinden und zwei Tage intensiv zu diskutieren und zu streiten.

Märkte, meine Damen und Herren, haben sowohl betriebswirtschaftliche Aspekte wie auch volkswirtschaftliche oder nationalökonomische. Und „Nationalökonomie ist“, nach Kurt Tucholsky, „wenn die Leute sich wundern, warum sie kein Geld haben. Das hat mehrere Gründe, die feinsten sind die wissenschaftlichen Gründe“.¹ Darum freuen wir uns über die Anwesenheit der zahlreichen Wissenschaftler hier. Schließlich kann ein guter Theoretiker theoretisch alles. Und hoffentlich gilt am Ende der diesjährigen Bremer Universitätsgespräche nicht mehr, daß eine zündende Idee zur Bewältigung unserer Wachstumsprobleme heute so selten ist wie ein gut gemachtes Walfisch-Sandwich.

Mein kleiner Beitrag zu dem Thema dieser Bremer Universitätsgespräche beleuchtet den Aspekt der Lebensführung, mit anderen Worten die erfolgreiche Lebensführung in einer stagnierenden und schrumpfenden Ökonomie. Meine These ist also, daß auch in widrigem ökonomischem Umfeld eine gutes Leben möglich ist. Zunächst möchte ich unsere derzeitigen Sorgen in den Kontext meiner Lebenserfahrung stellen und damit relativieren. Dann möchte ich die aus dem Wachstum möglichen Chancen noch einmal mit den Risiken konfrontieren, und schließlich soll die alte Frage nach dem guten Leben neu gestellt werden.

1. Von der Angst vor den Grenzen des Wachstums zu der Angst vor dem Ende des Wachstums ohne Grenzen

Meine Damen und Herren, ich erinnere mich noch genau an das Jahr 1973. In jenem Jahr wurde ich achtzehn Jahre alt – und doch nicht volljährig, denn das Gesetz, welches die Volljährigkeit von dem 21. auf den 18. Geburtstag änderte, trat erst ein Jahr später in Kraft, und so wurde ich erst mit neun-

zehn Jahren volljährig. Ich erinnere mich aber auch an das Jahr 1973, weil ich damals eine intensive Diskussion über den Club of Rome und die Grenzen des Wachstums verfolgte. Seitdem habe ich ein mittlerweile recht angegilbes Taschenbuch von Dennis Meadows in meinem Bücherschrank.

Die Schlußfolgerungen der damaligen Analyse lauten:

„1. Wenn die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Industrialisierung, der Umweltverschmutzung, der Nahrungsmittelproduktion und der Ausbeutung von natürlichen Rohstoffen unverändert anhält, werden die absoluten Wachstumsgrenzen auf der Erde im Laufe der nächsten hundert Jahre erreicht. Mit großer Wahrscheinlichkeit führt dies zu einem ziemlich raschen und nicht aufhaltbaren Absinken der Bevölkerungszahl und der industriellen Kapazität.

Es erscheint möglich, die Wachstumstendenzen zu ändern und einen ökologischen und wirtschaftlichen Gleichgewichtszustand herbeizuführen, der auch in weiterer Zukunft aufrechterhalten werden kann. Er könnte so erreicht werden, daß die materiellen Lebensgrundlagen für jeden Menschen auf der Erde sichergestellt sind und noch immer Spielraum bleibt, individuelle menschliche Fähigkeiten zu nutzen und persönliche Ziele zu erreichen.

3. Je eher die Menschheit sich entschließt, diesen Gleichgewichtszustand herzustellen, und je rascher sie damit beginnt, um so größer sind die Chancen, daß sie ihn auch erreicht.“²

Soweit die damalige Analyse und unsere Angst vor einem Wachstum bis zur Katastrophe³, die nicht nur eine Angst von wenigen abgehobenen Wissenschaftlern und Gutmenschen war, sondern sich auch 1980 in dem Bericht an den amerikanischen Präsidenten „Global 2000“ wiederfand⁴.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Erst hatten wir Angst vor den katastrophalen Folgen des Wachstums, nun macht sich Panik breit, weil wir die Katastrophe möglicherweise nicht erleben, denn das Wachstum bleibt aus. Dabei wird das ausbleibende Wachstum oft an der demographischen Entwicklung festgemacht⁵. Hierzu müssen wir eine lange praktizierte Wirklichkeitsverweigerung aufgeben und auf die Fakten eingehen:

Wir werden immer älter! Die durchschnittliche Lebenserwartung der deutschen Bevölkerung ist in den letzten knapp fünfzig Jahren von 67,5 auf 77,3 Jahre gestiegen, also um rund zehn Jahre. Kürzlich las ich, daß jetzt geborene Mädchen bereits eine fünfzigprozentige Chance haben, hundert Jahre alt zu werden. Die Alten und die sehr Alten sind die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe in Europa.

Kurioserweise ist parallel zu dieser ja grundsätzlich erfreulichen Entwicklung der tatsächliche Eintritt in die Rentenphase immer weiter vorgezogen worden: In Deutschland ist das durchschnittliche Pensionierungsalter der Männer in den letzten fünfunddreißig Jahren von 65,2 auf 60,5 Jahre reduziert worden. Die Lebensphase, in der wir nicht mehr produzieren, sondern nur noch konsumieren, ist also an bei den Enden verlängert worden. Übrigens ist durch längere Ausbildungszeiten die produktive Lebensphase zusätzlich verkürzt worden.

Im gleichen Zeitraum ist die Geburtenrate bei uns dramatisch geschrumpft, und zwar von 2,5 auf 1,3 Kinder pro Frau. Für eine Stabilisierung der Bevölkerungszahl benötigten wir übrigens 2,1 Kin-

der. Die Tatsache kann uns wohl kaum trösten, daß wir hier nur einem globalen Trend folgen und andere Länder wie Italien mit 1,2 Kindern noch schlechter dastehen. Sicher sind wir uns einig, daß wir in Deutschland die Kinderlücke nicht durch Einwanderung ausgleichen können. Also wird auf der Basis dieser Geburtenrate jede kommende Generation ein Drittel weniger Menschen umfassen als die vorhergehende.

Eine Gesellschaft wird ihre aus der Vergangenheit ererbten Ansprüche auf Dauer nicht erfüllen können, wenn sie über Jahrzehnte zu wenig Humankapital durch zu niedrige Geburtenraten und zu wenig Vermögen durch sinkende Sparquoten bildet und gleichzeitig immer mehr Belastungen in die Zukunft verschiebt. Würden die Sozialsysteme in der jetzigen Form weitergeführt, müßte ein Beschäftigter in dreißig Jahren 85 Prozent seines Einkommens an Renten- und Krankenkassen abgeben; heute sind es rund 32 Prozent⁶. Es wird also schwer werden, denn eine Gesellschaft ohne Kinder ist gelebter Pessimismus. Hierzu paßt auch, daß unsere veröffentlichte Meinung durch einen demographischen Fatalismus gekennzeichnet ist: Die rückläufige Bevölkerungsentwicklung wird als Schicksal angesehen, welches wir nicht wesentlich beeinflussen können.

Dabei sind die demographischen Entwicklungen plausibel zu erklären: Im ersten Stadium, in dem sich zumeist vorindustrielle Gesellschaften befinden, ist sowohl die Geburten-, als auch die Sterberate hoch, und folglich das Bevölkerungswachstum niedrig oder gleich Null. Mit zunehmender Modernisierung fällt dann zunächst die Sterberate und die Länder erreichen das zweite Stadium, in dem die Sterberate niedrig und die Geburtenrate noch hoch ist. An diesem Punkt wächst die Bevölkerung gewöhnlich um drei Prozent im Jahr, was allerdings nur von kurzer Dauer sein kann. Mit anhaltender wirtschaftlicher Entwicklung sinkt dann auch die Geburtenrate und die Länder befinden sich im dritten und letzten Stadium des demographischen Übergangs: niedrige Geburten- und Sterberaten führen zu einer Stabilisierung und eventuell später auch zu einem Rückgang der Bevölkerung.

Die Wirtschaft ist von dieser Entwicklung wesentlich betroffen, denn ihr gehen sowohl die Arbeitskräfte als auch die (inländischen) Konsumenten aus; lediglich auf die wachsenden Ansprüche des Wohlfahrtsstaates wird man sich verlassen können.

Was ist nun mein Fazit? Nun, unsere aktuellen Sorgen vor zu geringem Wachstum relativieren sich möglicherweise, wenn wir sie mit unseren vergangenen Sorgen vor den Folgen zu hohen Wachstums konfrontieren, und, wer weiß, ob nicht in wenigen Jahren wieder ganz andere Sorgen unser Denken beherrschen.

2. Müssen wir uns um die Risiken nicht mehr sorgen?

Fast fällt es schwer, sich heute in den ausgeprägten Enthusiasmus zurückzuversetzen, der den Aufbau und Aufschwung nach dem zweiten Weltkrieg prägte. Im Zeichen der Modernisierung erschien der technische Fortschritt als Grundlage für Wohlstand und Frieden. Technische Rückschläge oder ökologische Risiken wurden entweder nicht als solche wahrgenommen oder erschienen als unbedeutend gegenüber den Vorteilen, die eine konsequente Modernisierung versprach. Erst als in den

späten 60er Jahren die ersten Berichte über unerwünschte Nebenfolgen von großtechnischen Projekten und neuen Technologien ihren Weg in die Zeitungen fanden, nagten erste Zweifel an den Segnungen des fortschreitenden Modernisierungsprozesses.

Vor dem Hintergrund der noch ruhigen Risikowelt zeichnete sich nach der Mitte der 80er Jahre eine drastische Wende ab. Was an kritischen Potentialen bereits vorhanden war, konnte sich 1986 schlagartig entzünden: Zwei Größtunfälle – die Explosion der Challenger Raumfähre in den USA und der Kernschmelzunfall in Tschernobyl – markierten die Tatsache, daß das (beruhigende) „Ein-mal-in-zehntausend-Jahren“ auch das (entsetzende) „morgen früh“ bedeuten kann, und daß immense soziale Energien freigesetzt werden, falls derartige Unfälle sich trotz vermeintlicher Risikovorsorge ereignen.

1986 war auch das Jahr, in dem der Soziologe Ulrich Beck die „Risikogesellschaft“ ausrief. Sie „ist im Gegensatz zu allen früheren Epochen (einschließlich der Industriegesellschaft) wesentlich durch einen Mangel gekennzeichnet: der Unmöglichkeit externer Zurechenbarkeit von Gefahrenlagen. Im Unterschied zu allen früheren Kulturen und gesellschaftlichen Entwicklungsphasen, die sich in vielfältiger Weise Bedrohungen gegenüber sahen, ist die Gesellschaft heute im Umgang mit Risiken mit sich selbst konfrontiert.“⁷ Wo Risiken die Menschen beunruhigen, liegt der Ursprung der Gefahren also nicht mehr im Äußeren, Fremdem, in der Natur, sondern in der erstmals gewonnenen Fähigkeit der Menschen zur Selbstveränderung, Selbstgestaltung und Selbstvernichtung.

An dieser Stelle ist es vielleicht wertvoll, zwischen Risiken und Gefahren sauber zu unterscheiden: Wesentlich ist, ob der Entscheider selbst oder aber Betroffene die Konsequenzen von etwaigen Schäden tragen müssen. Für den Entscheider sind solche Folgen in Kauf genommene Risiken, für den bloß Betroffenen unbeeinflußbare Gefahren.

Dementsprechend tritt bei unternehmungsbezogenen Risiken ein Konfliktfeld zutage: Das unternehmerische Handeln ist primär auf den Nutzen ausgerichtet, den dieses Handeln erzielen soll; Risiken werden um der Chance willen eingegangen, dem möglichen Verlust steht der angestrebte Gewinn gegenüber. So aber wird das Spannungsfeld von der Öffentlichkeit kaum gesehen, – denn in den Augen vieler hat die Bevölkerung bloß die Gefahren zu tragen, während die damit verknüpften Chancen den Unternehmungen vorbehalten bleiben.⁸

Das Potential der herkömmlichen Größtrisiken entwickelt sich vor diesem Hintergrund: Die Effizienz der Forschung und Entwicklung, der Produktion und des Marketings lässt sich im wesentlichen in dem Maße steigern, als es gelingt, Skaleneffekte zu realisieren und mit ihnen nachhaltige Wettbewerbsvorteile zu erzielen. Bei einer vernetzten Analyse solcher Entwicklungen muß allerdings bedacht werden, daß sich im Zeichen der Globalisierung die Schere zwischen der Chancen- und der Gefahrenkomponente des Risikos noch deutlicher öffnet, als dies bereits auf lokaler Basis der Fall ist.

Die Chancenkomponente wird vor allem durch Produktions- und Produktinnovationen sowie durch eine Optimierung der Distribution wahrgenommen, während der Übergang zum multilokalen Management vorrangig durch die Nutzung der Skaleneffekte gekennzeichnet ist: Die Konzentration der

Produktions- und Nutzenpotentiale fördert die Verwirklichung globaler Kernkompetenzen, führt aber zugleich zur Erhöhung der Verwundbarkeit der Gesamtunternehmungen. Diese zunehmende Bedeutung der Gefahrenkomponente ist bedingt durch die generell erhöhte Komplexität, aber auch durch die enge Kopplung der Geschehnisse im internationalen Management.

Die „diseconomies of risk“, welche sich dadurch ergeben, sind durch Führungsmaßnahmen nur schwer zu kompensieren, denn zur ökonomisch/ technischen Verwundbarkeit gesellen sich im sozialen Bereich die Unterschiede in den Sicherheitskulturen.

Darüber hinaus können wir weltweit, aber regional unterschiedlich, eine Zunahme der Aggressionspotentiale erwarten. Diese Potentiale stoßen auf gesteigerte Verwundbarkeiten und können in vier Kategorien eingeteilt werden:

- a) Soziale Spannungen entladen sich (zufällig) im Bereich von verwundbaren Wirtschaftsstrukturen, woraus sich **zusätzliche Größtunfälle** ergeben.
- b) Größtunfälle ereignen sich **zufällig** in einem Umfeld mit (vorgegebenen) sozialen Spannungen, was seinerseits zur „**sozialen Explosion**“ führt.
- c) Soziale Spannungen wirken sich in bösartigen Akten aus, welche – im Sinne eines „**negativen Risiko-Managements**“ – bewußt bei hoch verwundbaren Strukturen ansetzen.
- d) Die Spannungen haben sich auf größere politische Strukturen übertragen, und in dieser Situation wird bewußt die Verwundbarkeit ausgenutzt, mittels **paramilitärischer Aktionen** relevante Wirtschafts- und Sozialstrukturen zu zerstören (sogenannte new warfare).

Somit wird deutlich, daß im Zeichen der Globalisierung neuartige Risiken entstehen, und zwar:

- zusätzlich gesteigerte **Systemverwundbarkeiten** (aus der weltweiten Vernetzung der Wertschöpfung),
- gesteigerte **Aggressionspotentiale** (im Zusammenhang mit den sozialen Faktoren),
- zunehmend **böswillige Auslösung von Ereignissen** (anstelle von zufälligem Eintritt).

Unternehmerische Initiativen entfalten sich also in einem Umfeld hoher Risiken und Gefahren. Gleichwohl dürfen wir nicht aus Angst vor dem Tode Selbstmord begehen, sondern müssen geltend machen, daß die Aktivitäten der Unternehmen erst den Wohlstand ermöglichen, der einer breiten Bevölkerung zugute kommt. Es gibt also Chancen aus ökonomischem Wachstum genauso wie die entsprechenden Risiken. Der wachstumsbedingte Rückgang von Wohlstandschancen führt aber nicht notwendigerweise zum Niedergang, sondern vielleicht auch zu mehr Sicherheit und damit zu mehr Lebensqualität.

Das Ziel muß es deshalb sein, eine vorsichtige, risikobewußte Weiterentwicklung unserer Wirtschaft zu erreichen, die Nachhaltigkeit erlaubt. Dementsprechend sollten wir das Stichwort Sicherheit durch den Begriff Erwartungssicherheit ersetzen und davon ausgehen, daß es keine absoluten

Sicherheiten gibt, sondern immer nur Sicherheitsfiktionen, die zur Ermöglichung sozialen Handeins unverzichtbar sind.⁹

3. Die alte Frage nach dem guten Leben

Als ich mich mit der chinesischen Philosophie beschäftigte, ist mir der Gedanke gekommen, daß der vielleicht bedeutendste Unterschied zwischen diesem östlichen Denken und dem westlichen Denken der Neuzeit der Unterschied zwischen Stabilität und Dynamik ist.

Die alten Chinesen waren überzeugt von der unveränderlichen Einheit, welche die sich ständig ändernde Pluralität der Dinge durchgreift.¹⁰ Die im Westen bekanntesten chinesischen Denker sind Konfuzius und Laotse. Konfuzius hat nach unseren Kenntnissen von 551 bis 479 vor Christus gelebt, Laotse wahrscheinlich im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

Konfuzius ist der erste chinesische Philosoph, dessen Lehre schriftlich überliefert ist. Er war ein Zeitgenosse Buddhas und lebte vor Sokrates. Der Konfuzianismus ist eine Gesellschafts- und Morallehre konservativer und irreligiöser Art. Er setzt der politischen Realität seiner Zeit seine eigenen Idealvorstellungen entgegen, die er in früherer Zeit verwirklicht glaubte. Dementsprechend ist das Ziel des Konfuzius die Restauration, die Wiederherstellung wirklicher oder vermeintlicher Zustände von früher.

Konfuzius betonte den absoluten Herrschaftsanspruch der Oberen. Aber damit verband er besonders hohe Ansprüche an die Moral des Herrschers und der Oberschicht. Durch ihr persönliches Beispiel sollten die Oberen auch im Volk wieder Anstand und gute Sitten herbeiführen. Kern der konfuzianischen Lehre ist das Ideal eines patriarchalisch-konservativen Humanismus: Wir finden eine Ethik für Staat und Familie, die nichts von Gesetzen, Strafen und staatlicher Gewalt hält die vielmehr die Fundamente der Gesellschaft in einer gutgeordneten Familie und im vorbildlichen moralischen Verhalten des Herrschers sieht.

Sittlichkeit und Humanität sind die Grundwerte dieser Weltanschauung.¹¹ Konfuzius lässt sich gut als Sittenlehrer begreifen, der die Menschen auffordert, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen. Dabei entsteht die Sittlichkeit aus der Summe geringfügiger sittlicher Handlungen: „Der Edle stellt Anforderungen an sich selbst, der Gemeine stellt Anforderungen an die (andern) Menschen.“¹² Das Ergebnis ist dann eine ideale stabile Welt.¹³

Der Taoismus ist zunächst als eine Gegenbewegung, eine Protestideologie gegen bestehende Verhältnisse, auch gegen den Konfuzianismus, entstanden. Laotse sagt: „Rückkehr ist die Bewegung des SINNS.“¹⁴ Die ganze Natur ist danach von einem Prinzip des Ausgleichs der Gegensätze und der Rückkehr aller Dinge zu ihrem Ursprung beherrscht. Hier herrscht dann eine ewige Stabilität:

„Groß, damit meine ich: immer im Flusse.

Immer im Flusse, damit meine ich: in allen Fernen.

In allen Fernen, damit meine ich: in sich zurückkehrend.“¹⁵

Als eine wesentliche Voraussetzung für die glückliche Stabilität gelten Mäßigung und Bescheidenheit:

„Keine größere Schuld gibt es
als Billigung der Begierden.
Kein größeres Übel gibt es
als sich nicht lassen genügen.
Kein schlimmeres Unheil gibt es
als die Sucht nach Gewinn.“¹⁶

Dementsprechend gilt eine heute oft vergessene Erkenntnis: *Derjenige ist reich, der weiß, was genug ist!*¹⁷

Im Laufe der Jahrhunderte sind der Konfuzianismus und der Taoismus zusammengewachsen. Beide zeichnen sich durch einen dezidierten Fortschrittspessimismus aus. Sowohl Konfuzius als auch Laozi streben eine ideale, stabile Welt an. Diese ideale Welt kontrastiert jedoch stark mit der auch damals höchst ungenügenden Welt. Dabei wird die Verantwortung für die Erreichung und Bewahrung der idealen Welt keiner höheren Instanz zugewiesen, sondern der einzelne wird in die Pflicht genommen. Wenn wir die ideale Welt jemals (wieder) erreichen sollten, dann ergibt sich logisch das Ende der Geschichte¹⁸, dann gibt es überhaupt keinen Anreiz mehr für eine Weiterentwicklung. Dieser Zustand muß dann konserviert werden, mit anderen Worten: die erstrebte Stabilität wäre erreicht.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, es nicht meine Absicht, eine Lösung des Wachstumsproblems vorzuschlagen, die Askese für alle predigt! Aber ich finde, daß die Zeit (wieder) reif ist für einen gesellschaftlichen Dialog über das gute Leben und die Aufgabe der Wirtschaft darin. Es muß möglich sein, zu fragen, ob es richtig ist, daß wir statt Bürgern Konsumenten produzieren und statt Gemeinden shopping malls. Wir erleben jetzt, daß Wohlstand nur das Durchgangsstadium von der Armut zur Unzufriedenheit ist. Aber: Enttäuschte Erwartungen sind noch keine Katastrophen! Schließlich kann ein Mißverhältnis zwischen Erwartungen und Erfüllung nicht nur durch mehr Erfüllung, sondern auch durch weniger Erwartungen beseitigt werden.¹⁹

Ich denke, daß wir skeptisch sein sollten, wenn uns suggeriert wird, daß es nur die Alternativen Wachstum oder Niedergang gibt. Wir sollten selbst entscheiden, ob wir die Maximierung von Einkommen oder die Maximierung von Glück anstreben! „Der Wert des Lebensstandards liegt in einer bestimmten Art zu leben und nicht im Besitz von Gütern, die eine abgeleitete und variierende Relevanz haben.“²⁰ so der Wirtschaftsnobelpreisträger von 1998 Amartya Sen. Was letztlich im Vordergrund stehen muß, ist das Leben, das wir führen: das, was wir tun oder nicht tun können, das, was wir sein oder nicht sein können.²¹

Demut ist dabei ein guter Beginn, denn unseren Daseinsraum haben wir nur durch Zufall und Glück für eine kurze Spanne Zeit.²² Dieses Dasein wird uns jedoch nicht geschenkt, sondern wir müssen es täglich neu erkämpfen, oder mit den Worten des Philosophen Karl Jaspers: „Dasein kommt nur im Kampfe und in der Möglichkeit des Kampfes zur Wirklichkeit.“²³ Dementsprechend müssen wir

auch unsere Freiheit erkämpfen, oder mit Jaspers: „Freiheit als Dasein und Freiheit als Selbstsein hören auf, wo sie ohne Gefahr sind. Jede neue Existenz muß aus eigenem Ursprung, im Blick auf andere Existenzen und mit ihnen in Kommunikation die Freiheit gewinnen. Nur als selbst gewonnene ist Freiheit.“²⁴

Der Mensch ist, was er war: und was er sein will.²⁵ Insofern hat Freiheit einen Zukunftsaspekt. In dem Möglichen der Zukunft ist ein Ausschnitt dessen, was von uns abhängt. Für die Zukunft ist das Wesentliche, daß noch etwas entschieden wird. Hier haben wir Freiheit im Raum des Möglichen.²⁶ Die Herausforderung lautet nun, aus der Freiheit, als die uns der Gewinn an disponibler Lebenszeit zufällt, Sinn, Lebenssinn zu generieren, das heißt durch Selbstbestimmung zu sinnvollem Tun.²⁷ Freiheit erweist sich also nicht schon durch unsere Einsicht, sondern erst durch unsere Tat.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich hoffe, daß Sie nach dem Gesagten mit mir der Meinung sind, daß trotz eventuell verringerten Wachstums unserer Wirtschaft ein gelungenes Leben immer noch möglich ist. Deshalb ist es vielleicht bremisch angemessen, wenn ich schließe:

Es kommt nicht darauf an, wie die Winde stehen, sondern wie man die Segel setzt!

¹ Tucholsky, Kurt: Kurzer Abriß der Nationalökonomie, in: derselbe: Und Überhaupt, Eine neue Auswahl, herausgegeben von Mary Gerold-Tucholsky, Hamburg 1953, Seite 181.

² Meadows, Dennis et al; Die Grenzen des Wachstums, Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Reinbek bei Hamburg 1973, Seite 17.

³ Siehe hierzu Meadows, Dennis et al: Wachstum bis zur Katastrophe?, Pro und Contra zum Weltmodell, München 1976. Siehe auch Meadows, Dennis et al: Die neuen Grenzen des Wachstums, Die Lage der Menschheit: Bedrohung und Zukunftschancen, Stuttgart 1992.

⁴ Siehe Council on Environment Quality und amerikanisches Außenministerium (Herausgeber): Global 2000, Der Bericht an den Präsidenten, Frankfurt am Main 1980, Seiten 25-33.

⁵ Siehe hierzu Miegel, Meinhard und Wahl, Stefanie: Das Ende des Individualismus, Die Kultur des Westens zerstört sich selbst, 2. Auflage München/Landsberg am Lech 1994; Wallace, Paul: Altersbeben. Wie wir die demografische Er schütterung in Wirtschaft und Gesellschaft meistern werden, Frankfurt/Main und New York 1999; Schimany, Peter: Die Alterung der Gesellschaft, Ursachen und Folgen des demographischen Umbruchs, Frankfurt/Main und New York 2003; Kröhnert, Steffen et al: Deutschland 2020, Die demographische Zukunft der Nation, herausgegeben vom Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung, Zweite, überarbeitete Auflage 2004.

⁶ Zu den Problemen der Rentenversicherung siehe Jackson, Richard: the global retirement crisis, The Threat to World Stability and What to Do About It, Center for Strategy and International Studies in Washington, DC, 2002.

⁷ Beck, Ulrich: Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986, Seite 300.

⁸ Siehe hierzu Haller, Matthias: Erübrigts sich angesichts der Globalisierung der RisikoDialog? in Gomez, Peter et al (Herausgeber): Entwicklungsperspektiven einer integrierten Managementlehre, Bern, Stuttgart, Wien 1999, Seite 78.

⁹ Siehe hierzu Bonß, Wolfgang: Vom Risiko, Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne, Hamburg 1995, Seite 91; siehe auch Bernstein, Peter L: Wider die Götter, Die Geschichte von Risiko und Risikomanagement von der Antike bis heute, München 1997.

¹⁰ Auch im westlichen Denken ist der Gedanke der Stabilität nicht unbekannt. So glaubte beispielsweise Platon an einen idealen, auf den Prinzipien der Gerechtigkeit gegründeten Staat, einen Staat, der von den Übeln der Veränderung und des Verfalls frei ist: der beste - und vollkommene Staat des Goldenen Zeitalters, das keine Bewegung kannte. Vergleiche Platon, Politeia.

¹¹ Vergleiche Schleichert, Hubert: Klassische chinesische Philosophie - Eine Einführung, Zweite Auflage, Frankfurt am Main 1990, Seiten 26f.

¹² Kung Fute: Gespräche (Lun Yü), aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm, Jena 1921, Seite 176.

¹³ Meines Erachtens berührt sich hier der alte Konfuzianismus mit den aktuellen Kommunitariern. Der Kommunitarismus ist eine Bewegung für eine bessere moralische, soziale, politische Umwelt, eine Ordnung, die auf grundlegend erneuerten Gemeinschaften aufbaut. Die Kommunitarier fordern ausdrücklich eine Rückkehr zum Wir, zum Gemeinwohl. Siehe hierzu das kommunitaristische Programm bei Etzioni, Amitai: Die Entdeckung des Gemeinwesens, Stuttgart 1995, Seiten 281-299; siehe auch Walzer, Michael: Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie, Berlin 1992 sowie Honneth, Axel (Herausgeber): Kommunitarismus - Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, Dritte Auflage, Frankfurt am Main und New York 1995.

¹⁴ Laotse: Tao Te King, Das Buch des Alten vom Sinn und Leben, aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm., Jena 1923, Seite 45, Kapitel 40.

¹⁵ Derselbe, an anderem Ort, Seite 27, Kapitel 25.

¹⁶ Laotse: Tao Te King, Das Buch des Alten vom Sinn und Leben, aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm, Jena 1923, Seite 51, Kapitel 46.

¹⁷ Vergleiche derselbe, an anderem Ort, Seite 35, Kapitel 33.

¹⁸ Das Ende der Geschichte ist uns vor knapp zehn Jahren bereits von Francis Fukuyama verkündet worden. Fukuyama sieht am Ende der Geschichte keine ideologische Konkurrenz mehr zur liberalen Demokratie (vergleiche Fukuyama, Francis: Das Ende der Geschichte – Wo stehen wir?, München 1992, Seite 291). Nach seiner Auffassung ist das Bollwerk gegen eine Wiederkehr der Geschichte der „gewaltige Mechanismus der modernen Naturwissenschaft, angetrieben von der unbegrenzten Begierde und geleitet von der Vernunft“, Fukuyama an anderem Ort, Seite 442.

¹⁹ Siehe hierzu Schopenhauer: Alles Glück beruht nur auf dem Verhältnis "zwischen unseren Ansprüchen und dem, was wir erhalten: wie groß oder klein die beiden Größen dieses Verhältnisses sind, ist einerlei, und das Verhältniß kann sowohl durch Verkleinerung der ersten Größe, als durch Vergrößerung zweiten hergestellt werden: und ebenso, daß alles Leiden eigentlich hervorgeht aus dem Misverhältniß dessen, was wir fordern und erwarten, mit dem, was uns wird, welches Misverhältniß aber offenbar nur in der Erkenntniß liegt, und durch bessere Einsicht völlig gehoben werden könnte." Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung, Zürich 1988, Seiten 137f.

²⁰ Sen, Amartya: Der Lebensstandard, Hamburg 2000, Seite 49.

²¹ Derselbe, an anderem Ort, Seite 37.

²² Vergleiche Jaspers, Karl: Philosophie I: Philosophische Weltorientierung, vierte Auflage, Berlin-Heidelberg-New York-1973, Seite 70.

²³ Jaspers, Karl: Philosophie II: Existenzerschaffung, vierte Auflage, Berlin-Heidelberg-New York 1973, Seite 371.

²⁴ Derselbe, an anderem Ort, Seite 392; siehe hierzu auch derselbe, an anderem Ort, Seite 327, derselbe: Philosophie III: Metaphysik, vierte Auflage, Berlin-Heidelberg-New York 1973, Seite 28.

²⁵ Vergleiche Jaspers, Karl: Philosophie II: Existenzerschaffung, vierte Auflage, Berlin-Heidelberg-New York 1973, Seite 208.

²⁶ Vergleiche derselbe, an anderem Ort, Seite 210.

²⁷ Vergleiche Lübbe, Hermann. Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart, dritte, um ein Nachwort erweiterte Auflage, Berlin-Heidelberg-New York 2003, Seite 21.